

Renate Riedler-Singer

Die neuen Familienformen im Wertediskurs

Das Bild der „intakten bürgerlichen Kernfamilie“ ist ein relativ junges Ideal aus den 50er und 60er Jahren, das immer weniger den tatsächlichen soziologischen Gegebenheiten entspricht. Von der Kirche nicht sanktionierte Familienformen spielen eine zunehmend größere Rolle (z. B. Alleinerzieher, Stieffamilien und Zweitheirat). Das Zueinander der Generationen wird dadurch verunsichert. Das Erlernen flexiblerer Reaktionen auf die sich verändernden Verhältnisse und zugleich die Festigung von stabilen Identitäten auf Individual- und Systemebene ist nicht allein Aufgabe der Ehe- und Familientherapie, der Pädagogik und Psychologie, sondern ist auch eine Herausforderung an die Kirche. red

Funktionswandel

Die Familie vermittelt Sicherheit, Schutz und Zugehörigkeit. Sie ist ein Hort sozialer Geborgenheit und Solidarität, ermöglicht die ideale Liebesbeziehung und gelungene Kommunikation, gibt Lebenssinn durch das Erfahren der Intimität und der Aufzucht von Kindern; darüber hinaus ist sie ein Ort gemeinsamer Freizeitinteressen und gemeinsam geschaffener schöner Dinge.

Solcherart stellen sich die Hauptmotive für die Familiengründung dar¹: Familie als Stätte vorrangig emotionaler Bedürfnisse – ein Wertmuster, das nicht nur von einer Mehrheit der Menschen in unserem Land bejaht, sondern im wesentlichen wohl auch von der Kirche als ideelle Mitgift, die die Eheleute einander mit dem Sakrament der Ehe schenken, vorausgesetzt wird.

Die Wirklichkeit, zu Zahlen und Diagrammen in den soziologischen Untersuchungen komprimiert, zeigt jedoch, daß „Familie“, als Form des Miteinander-Lebens auf der Grundlage realer Bedingungen, nur einen kleinen Zeitabschnitt der Geschichte lang diesem Idealbild nahekam, ja diese Annäherung von Wertvorstellung und deren Umsetzung eine nachgerade außergewöhnliche, hi-

storisch einmalige Situation – das „golden age of marriage“ – in den letzten 50er und 60er Jahren war.²

Noch im vorigen Jahrhundert dominierte weitgehend die Wirtschafts- und Fortpflanzungsfunktion. Ehen galten primär der materiellen Absicherung der Gatten und der geregelten Weitergabe des Erbes für die Nachkommen. Persönliche Nähe war die Ausnahme; Kinder kamen in rascher Abfolge und erhielten relativ wenig emotionelle Zuwendung, mußten oft frühzeitig das Elternhaus verlassen. Beziehungspflege nach heutigem Verständnis und die Verlängerung der Kindheit quasi bis ins Erwachsenenalter hinein wären als reiner Luxus betrachtet worden. Die Eheschließung und Familiengründung war überhaupt nur bestimmten Bevölkerungsgruppen zugestanden, während viele Menschen zum ehelosen Leben gezwungen waren. Nicht zuletzt infolge der höheren Sterblichkeitsrate war das familiäre Zusammenleben auf eine kürzere Zeitspanne beschränkt; häufige Ein- und Austritte im Familienverband waren die Regel.

Erst die teilweise Funktionsverlagerung auf neben- oder übergeordnete Sozialsysteme im Laufe der Industrialisierung und der damit verbundene Abbau von Aufgaben und Leistungen zur Überlebenssicherung, Existenzsicherung und Naturbewältigung führte zur Überwindung des Patriarchalismus und ermöglichte somit die heute aktuellen Emanzipationsprozesse.³

Definitionsansätze

Die Funktionen des heutigen Familienlebens befinden sich unter dem hohen Anspruch vertiefter gefühlsmäßiger Bindungen aneinander. Treue, gegenseitiges Verstehen und Toleranz, gegenseitiger Respekt, gemeinsame Interessen, Kinder stehen – in dieser Rangfolge – an der Spitze der Wertehierarchie von Ehepaaren.⁴ Es nimmt daher nicht wunder, daß gegen-

² G. Burkart – M. Kohli, Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie, München – Zürich 1992.

³ M. Mitterauer – R. Sieder, Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, München 1977.

⁴ P. M. Zulehner, Familie zwischen Wunsch und Lebbarkeit, in: Familie als Lebensqualität? Dokumentation der wissenschaftlichen Tagung der ÖGIF, Wien 1993, 25–97.

¹ Hauptsächliche Motive für eine Familiengründung, erhoben in einer repräsentativen österreichischen Umfrage aus dem Jahr 1980.

wärtige psychologische Definitionsversuche die emotionale Bindung mit reziproken Verantwortlichkeiten zwischen den Generationen in den Mittelpunkt rücken. Die Familie wird als emotionales Mehrgenerationensystem verstanden, in welchem der Beziehungsaspekt die zentrale Achse für Vergangenheit, Gegenwart und antizipierte Zukunft ist.⁵

Soziologisch gesehen ist die Neubestimmung des Begriffes „Familie“ schwierig, aber keineswegs als semantische Spielerei zu betrachten. Das „gesamte umgebende engere semantische Feld, also Elternschaft, Liebe, Sexualität, Partnerschaft, Ehe, Verwandtschaft . . ., aber auch die Rolle von familialen Netzwerken und Freundeskreisen sowie die Verortung z. B. in verschiedenen Formen des Haushaltes“ müßte mitberücksichtigt werden.⁶

Es läßt sich feststellen, daß durch die zunehmende Pluralisierung der Lebensformen und der kulturellen Liberalisierung Phänomene, die bisher in der Familie zusammenfielen, entkoppelt werden.

Wenn es sich allerdings bei der Familie „um die *institutionell anerkannte* Lebensform, in der sich die Beziehungen zwischen Kindern und Eltern, den Eltern untereinander und zu weiteren Verwandten entfalten“⁷, handelt, wird man um eine Diskussion des Begriffes der *institutionellen Anerkennung* nicht herumkommen. Ein gewisses Auseinanderdriften zwischen der ziemlich ungebrochenen Wertschätzung des Familienlebens einerseits und der zunehmend kritischen Beurteilung der herkömmlichen Ehe ist in unserer Zeit zu beobachten.⁸ Durch den Wandel von Normen und Moralvorstellungen ist das Verständnis von Partnerschaft und Ehe in erheblichen Teilen der Gesellschaft im Umbruch begriffen, dergestalt, daß gegenwärtig mehrere Ehemodelle mit jeweils anderen Gewichtungen nebeneinander existieren.

⁵ B. Carter – M. McGoldrick, *The Changing Family Life Cycle. A Framework for Family Therapy*, Boston – Sydney – London – Toronto 1989.

⁶ O. König, Die Rolle der Familie in der Soziologie, in: *Familiendynamik* 3 (Juli 1996), 260.

⁷ K. Lüscher, „Familie“, in: *Handwörterbuch religiöser Gegenwartsfragen*, Freiburg im Breisgau 1986, 98.

⁸ P. M. Zulehner, a. a. O.

Typologie der Ehe

Nach Untersuchungen von Roussel⁹ lassen sich vier Ehemodelle isolieren, deren Prioritäten nicht nur für die Eheschließung, sondern, im Fall des Scheiterns, ebenso für die Ehescheidung ausschlaggebend sind:

1. Die Ehe als Institution (bei der jüngeren Generation nicht mehr so geläufig). Schwerpunkt: Fortbestand des Hauses, starre Hierarchie, Vorrang der als natürlich angesehenen Ordnung vor den individuellen Gefühlen. Praktisch keine vorzeitige Trennung möglich.

2. Die Ehe als Bündnis. Die rituelle, öffentliche Sanktion ist der Rahmen für affektive Solidarität. Liebe und Pflicht haben sich vereint. Eine Erwartung des Glücks tritt vor die traditionelle Zielsetzung des ökonomischen Überlebens. Eine Scheidung ist mit dem Gefühl der Schande verbunden.

3. Die Ehe als Verschmelzung (das zur Zeit vorherrschende Modell). Begründet auf einer intensiven gefühlsmäßigen Fusion. Paarbeziehung hat Vorrang vor Familie. Das starke Investieren von Gefühlen hält das Paar eine Zeitlang in Hochstimmung, verleiht jedoch dem Auseinandergehen einen dramatischen Charakter mit Angst und Schuldgefühlen.

4. Die Ehe als Partnerschaft (auch „Gefährten-Ehe“). Ein privater und lösbarer Vertrag, der jedem Partner möglichst optimale Annehmlichkeiten verschaffen soll. Die Trennung fällt relativ leicht.

Allgemein kann gesagt werden, daß jene Modelle an Boden gewinnen, die die eheliche Bindung nur unter bestimmten Bedingungen aufrechterhalten, wie auch generell die Zahl der vorehelichen Beziehungen und Trennungen wächst. Dies ist in Zusammenhang damit zu sehen, daß die Ansprüche an eine befriedigende Paarbeziehung im wesentlichen psychologischer Natur geworden sind: Nähe, emotionelle Intimität, jederzeit gegenseitiges Verstehen sind die Kriterien, an die der Maßstab einer gelungenen Beziehung gelegt wird. So positiv es zu bewerten ist, daß die Vertiefung der Kommunikation und des aufeinander Eingehens als höchstes Ziel der Partnerschaft gesehen wird, so wenig darf man die Gefahr verleugnen, die unrealistisch hohe Maßstäbe in sich bergen.

⁹ L. Roussel, Ehen und Ehescheidungen. Beitrag zu einer systemischen Analyse von Ehemodellen, in: *Familiendynamik* 5 (1980), 186–203.

Ideale: Kostbar und gefährlich zugleich

Das Wertvolle an der neuen Sicht partnerschaftlicher Liebe hat Verena Kast in dieser These auf den Punkt gebracht: „Vielleicht entsteht Liebe nur dann, bricht Liebe nur dann auf, wenn wir in einen geliebten Menschen seine besten Möglichkeiten hineinsehen und aus ihm heraus lieben können . . . Jeder Mensch, der uns fasziniert, liebt aus uns etwas heraus, spricht etwas in unserer Psyche an, was dann ins Leben hereingeholt werden kann. Er verzaubert einen und macht aus einem, was Gott mit einem gemeint haben könnte.“¹⁰ Oder, aus der Sicht der christlichen Ehelehre: „So wird ihr Leben in der Ehe ein Zeichen, ein Sinnbild, ja eine Darstellung der Liebe Gottes in Christus zu den Menschen und damit in der Tat zu einer ‚religiösen Lebensfrage‘.“¹¹

Angesichts des hohen Anspruchs, der an die „gemeinsam geschaffene Welt“¹² gestellt wird, nimmt es nicht wunder, daß viele Partner aus Selbstschutz vor Desillusionierung diese Art der Bindung erst gar nicht eingehen (entspricht dem 4. Ehemodell bzw. einer unverbindlichen Lebensgemeinschaft). Daraus mag sich zum Teil auch das deutliche Absinken der Zahl der kirchlichen Eheschließungen erklären lassen.

Jene aber, die aufgrund der eigenen Ideale Verbindlichkeit eingehen wollen, sollten darauf gefaßt sein, sich mit den immanenten illusionären Versuchungen auseinandersetzen zu müssen, die aus der überstrapazierten Metaphorik der Ehe als quasi gottesbündische Gemeinschaft resultieren. Unrealistisch und vom Menschen nicht erfüllbar ist die Sehnsucht, daß *einer dem anderen alles sein könne*. Die Ambivalenz, daß der Mensch ein begrenztes, unvollkommenes, erlösungsbedürftiges Geschöpf sei, andererseits sich seine Gottesähnlichkeit in der Darstellung der Liebe Gottes durch die eheliche Liebe versinnbildlicht werden soll, kann nicht aufgelöst werden. Bestenfalls kann sie erkannt und ertragen werden. Es gilt also, die Idealisten aus der „Allmachts-Ohnmachts-Falle“

zu befreien, indem man sie dazu führt, die dem Menschen gemäße Beziehungsfähigkeit realistisch und nüchtern einzuschätzen und sie mitsamt ihren Grenzen zu akzeptieren.

Aufgaben der kirchlichen Beziehungsethik

Der kirchlichen Beziehungsethik erwächst daraus eine hohe und menschliche Aufgabe: Sorge zu tragen für die Integration des *Wünschbaren* mit dem *Lebbaren*. Durch die anscheinend unwiderrufliche Festschreibung ihrer Vorstellung von Familie und Ehe ist die Kirche faktisch nur noch für die Nöte jener Menschen da, die ihre Normvorstellungen teilen. Von der Verschiedenartigkeit der Ehemodelle war oben bereits die Rede. Eine Vielfalt divergierender Lebensformen erhebt heute den Anspruch, „Familie“ zu sein; Variationen in den Strukturelementen und Rollenbesetzungen der Familie haben sich herausgeprägt, die früher zweifelsohne uniformer waren.¹³ Wenn die „Normfamilie“ auch heute noch die verbreitetste familiäre Lebensform ist, gibt es daneben – um nur einige Beispiele zu nennen – die „Ein-Eltern-teil-Familien“, „Zweit-Familien“, „Patchwork-Familien“, „Fortsetzungsfamilien“, „Nichteheliche Lebensgemeinschaften“ (und – der letzte Schrei als Folge der Gentechnologie – „Multiple Elternschaften“). Nicht zu vergessen die neuerdings in Diskussion geratenen homosexuellen Verbindungen.

Aus systemischer Sicht muß daher an die Kirche eine Reihe von Fragen gestellt werden, wenn sie Zielgruppe und Kontext ihrer pastoralen Bemühungen erkennen will:

Will die Kirche auch mit jenen einen Dialog beginnen, die ihre Vorstellungen von Partnerschaft und Familie nicht teilen?

Oder will sie sich primär jenen zur Verfügung stellen, die ihre Ideale zu leben versuchen?

Wozu sieht sich die Kirche in diesem Zusammenhang durch den Auftrag des Evangeliums verpflichtet?

Welche Haltung erwarten die Gläubigen von der Kirche in der Frage der neuen Familienformen?

Welche Orientierungshilfe in der Werthaltung und welche pastorale Unterstützung

¹⁰ V. Kast, Paare. Beziehungsphantasien oder: Wie Götter sich in Menschen spiegeln, Stuttgart 1984, 15, 19.

¹¹ O. H. Pesch, „Ehe“, in: Handwörterbuch religiöser Gegenwartsfragen, a. a. O., 85.

¹² J. Willi, Was hält Paare zusammen? Reinbek bei Hamburg 1991, 268.

¹³ R. Nave-Herz, Die Pluralität von Familienformen: Ideologie oder Realität, in: Familie als Lebensqualität? a. a. O., 15.

im Problemfeld Partnerschaft – Ehe – Familie wird von den Gläubigen gesucht?

Pastorale Gesprächsführung

Eine Arbeitsweise, die sich im Tätigkeitsbereich der Systemischen Familientherapie immer wieder bewährt, könnte auch in der pastoralen Interaktion hilfreich sein. Erstes Prinzip in der Begegnung mit den Gesprächsuchenden ist die Wahrung von deren Würde und Autonomie. Jeder Anschein von Bevormundung oder „Moralisieren“ wird tunlichst vermieden; vielmehr wird sorgfältig erkundet, was die Erwartungshaltung des Gesprächspartners in Hinblick auf die mögliche Hilfestellung ist. Voraussetzung für ein fruchtbringendes Gespräch ist jedenfalls die Kompatibilität von erhofftem Gesprächsziel und möglichem Anbot.

Unter Bezugnahme auf die familiäre Krisensituation wäre es also sehr nützlich herauszufinden, welchem Ehemodell und folglich welchen Normen und Werten die Ratsuchenden nahestehen. Um eine Atmosphäre der Empathie und des Vertrauens aufzubauen, ist es wesentlich, sich selbst in die Lage des anderen zu versetzen. Dabei hilft insbesondere die selbstreflexive Frage: In welchem Kontext / welcher Situation würde ich mich ähnlich fühlen oder verhalten? Gelingt aufgrund von Erfahrungsmangel, eigenen blinden Flecken, persönlicher Problematik oder ideologischen Grenzen die ehrliche Beantwortung dieser Selbstanfrage nicht, so sollte dies als mangelnder Rapport aufgefaßt und die weitere Gesprächsführung zum Wohle der Hilfesuchenden behutsam an jemand anderen abgegeben werden.

Totale Empathie ohne nötige Distanz führt umgekehrt lediglich zu Bemitleidung und ineffektiver Verstrickung. Genug Ähnlichkeit bei ausreichender Differenzierung der Sichtweisen – zugegebenermaßen ein Balanceakt – erweist sich als optimaler Zugangsweg.

Vermehrte Orientierungslosigkeit des einzelnen ist ein typisches Problem, das aus der Individualisierung der Moralvorstellungen resultiert. Dies ist der Preis für ein Mehr an Freiheitsgraden, das durch Dogmatisierung zu unterbinden als Anachronismus kaum Chancen auf Akzeptanz hat. Mit mehr Wahlfreiheit geht die Notwendigkeit häufigerer Güterabwägung Hand in Hand. Zumindest

in der familientherapeutischen Praxis wird nicht Missionierung, sondern Bilanzierungshilfe in komplexen Situationen zum Zweck einer verantwortungsvollen Lösung erwartet. Wieweit dies auch auf die pastorale Gesprächssituation zutrifft oder als Anregung brauchbar ist, mögen die Betroffenen entscheiden.

Glaubwürdigkeit

Wo die unmittelbare, selbst erlebte Beziehung zur familiären oder partnerschaftlichen Realität fehlt (Stichwort Zölibat und Kinderlosigkeit!), sind vermehrte Anstrengungen vonnöten, um sich als glaubwürdig und kompetent zu erweisen. In diesem Falle liegen die spezifischen Lebenserfahrungen auf Seite der Ratsuchenden, denen gegenüber der Kleriker als pastoraler Gesprächspartner sich in der Rolle des Lernenden sieht. Familiendynamik, familiärer Lebenszyklus, typische Paarprobleme, Intimitätsfragen, Konfliktlösungsstrategien sind nur einige Themen, die schon in der Ausbildung, spätestens in der Fortbildung gebührenden Platz haben müßten, wenn nicht Vertrauensmangel, Unsicherheit, Unzufriedenheit oder Burn-out das Beratungsgespräch blockieren sollen. „Sich dem Partner erklären heißt gleichzeitig, sich selbst erklären. An den Fragen und Mißverständnissen des Partners wird offenbar, wo man sich selbst nicht klar ist.“¹⁴ Diese vom Paartherapeuten Jürg Willi als „Ko-Evolution“ bezeichnete Wechselwirkung, in der auch Gerechtigkeits- und Gleichwertigkeitsbalance eine Rolle spielen, darf auch für das verständnisvolle pastorale Gespräch gelten.

Auf zwei mögliche Gefahrenherde für den Balanceverlust sei ausdrücklich hingewiesen: zum ersten, aufgrund von Ängstlichkeit, Loyalitätsproblemen zur eigenen Institution und falsch verstandener, rigoros umgesetzter Lehrmeinung sich an eine überstrenge Praxis zu binden. „Wird (die Kirche) immer besser verstehen, daß der Meister sie ruft, der von sich sagt: ‚Ich bin nicht gekommen zu richten, sondern zu heilen‘?“¹⁵ Es ist schwer nachvollziehbar, daß wiederverhei-

¹⁴ J. Willi, a. a. O., 236, 344.

¹⁵ B. Häring, Ausweglos? Zur Pastoral bei Scheidung und Wiederverheiratung, Freiburg im Breisgau 1989.

ratete Geschiedene durch den Ausschluß von Eucharistie, Krankensalbung und gewissen Funktionen in der kirchlichen Gemeinde als offenkundig Ehrlose behandelt werden. Die an der Ehe Gescheiterten werden dadurch von jenen, die dieses Risiko gar nicht tragen, nur noch mehr in eine Verstrickung von Schuld- und Schamgefühlen und in die Isolierung getrieben, was einer christlichen Barmherzigkeit durchaus konträr ist.

Zum zweiten, das andere Extrem, aus Mangel an erarbeiteter Kompetenz eine vordergründige Beschwichtigungshaltung, die der Aufgabe, sich dem Konflikt zu stellen und ihn im Helfersystem gemeinsam zu bewältigen, aus dem Wege geht. Nach einer Wertestudie aus dem Jahr 1990¹⁶ sind drei Viertel der Befragten der Meinung, daß der Kirche und dem Glauben im Beziehungsalltag und bei der Lösung von Beziehungskrisen wenig bis keine Wirkung zukommt. Statt dessen sind Eheberatungsstellen und die Praxen der Familientherapeuten überfüllt.

Der Vertrauensverlust in die Kirche als Helferin in seelischen Krisen, der hier zum Ausdruck kommt, mag nicht zuletzt mit dem Überhang von Idealen und einer damit verbundenen Verleugnung der Notwendigkeit lebenspraktischen Rüstzeugs zu tun haben. Dieses Defizit ist übrigens nicht unähnlich jenem von naiv verliebten Paaren, die im Überschwang der überhöhten Erwartungen verabsäumen, die Organisation der Alltagsrealität in die Hand zu nehmen und auf die Schwierigkeiten von Partnerschaft und Kinderaufzucht vorbereitet zu sein.

Konfliktmanagement

Egalitäre Rollenvorstellungen haben zu signifikanten Veränderungen der Familienorganisation geführt und zwingen zu vermehrter Flexibilität im Aushandeln von Agenden und in der Entscheidungsfindung. Die emotionellen Ansprüche haben sich, wie schon eingangs gesagt, erhöht. Mehr Freiheitsgrade bedeuten auch mehr Offenheit, aber ebenso ein stärkeres Konfliktpotential. Um diesen Situationen gewachsen zu sein, bedarf es des Aufbaus neuer stabiler Identitäten, da auf die Rollenvorbilder früherer Generationen nicht zurückgegriffen werden kann. Sowohl im Familienleben als im Dia-

log der Kirche mit den Menschen gilt es, neue Umgangsformen im Wertediskurs zu erlernen.

Systemisch betrachtet, heißt dies, daß die Pluralität sich sowohl innerseelisch als auch im familiären und im gesellschaftlichen Bereich auswirkt und auf allen drei genannten Ebenen Konfliktmanagement gefordert ist. Ein empirischer Beleg für das Erkennen dieser Notwendigkeit sind die zunehmenden Angebote wie Kriseninterventionszentren, Seminare zum Thema Streitkultur, Kommunikations- und Durchsetzungstrainings, Selbsthilfeliteratur etc.

Die Kirche, nach wie vor ein bedeutender Faktor in unserer Gesellschaft, wird nicht umhinkönnen, ihre Berührungängste mit dieser Thematik abzulegen und an dem Prozeß der Konsensfindung teilzunehmen. Oder will sie denselben Fehler begehen wie viele Paare, die zu rasch und aus relativ geringem Anlaß aus einer Beziehung flüchten, anstatt positive Strategien für Konfliktverarbeitung auszuschöpfen? „Da jeder Mensch unterschiedliche Bedürfnisse und Wünsche hat, bilden Konflikte einen natürlichen und gesunden Bestandteil aller zwischenmenschlichen Beziehungen.“¹⁷

Was macht Festungsmentalität und ängstliche Schutzstrategien entbehrlich? Unter welchen Bedingungen übernehmen Menschen die Herausforderung des sich verbindlich aufeinander Einlassens? – Fragen, die in der Familienpsychologie erst in den letzten Jahren erforscht werden, gefördert von einer Verschiebung von reiner Problemzentriertheit zu bewältigungs- und ressourcenorientierten Überlegungen.

Kontinuitäts- und Übergangsriten

Kritische Übergangsphasen im Familiensystem nehmen zu. Zum Aushalten starker widersprüchlicher Emotionen und zum Durchstehen schwieriger lebensgeschichtlicher Übergänge helfen uns unterschiedliche Rituale. Auch in der Familientherapie gibt es neuerdings Literatur darüber¹⁸, doch zweifellos hat die Kirche dank ihrer ungleich

¹⁷ R. Peurifoy, Angst, Panik und Phobien. Ein Selbsthilfeprogramm, Bern 1993.

¹⁸ E. Imber-Black – J. Roberts – R. A. Whiting, Rituale in Familien und Familientherapie, Heidelberg 1993; L. Boscolo – P. Bertrando, Die Zeiten der Zeit, Heidelberg 1994, 274–306.

¹⁶ P. M. Zulehner, a. a. O., 62–65.

längeren Tradition einen riesigen Fundus an Erfahrung, auf den zurückgegriffen werden kann. Es wäre faszinierend, den Brückenschlag zwischen den beiden Disziplinen der Seelsorgearbeit und der Familienpsychologie zu festigen. Gerade an lebenszyklischen Übergängen wollen viele Menschen nach wie vor die Dienste der Kirche in Anspruch nehmen, dabei aber in ihren Kompetenzen und Bedürfnissen gefragt sein. Hier, an diesen sensiblen Schnittstellen, fänden sich dann Möglichkeiten zur vertieften Begegnung, wenn es gelänge, Symbolhandlungen so verständlich und wirksam zu gestalten, daß allen Beteiligten Stärkung und Sinnfindung daraus erwächst. Das betrifft sowohl Ereignisse der Trauer wie der Freude über Aus- und Eintritte im Familiensystem, Schuldverarbeitung, sowie das Aufrechterhalten der Kontinuität (Tischgemeinschaft, Feste im Jahreskreis etc.)

Ein lebendiger, stetig wachsender Austausch des Wissens und der Erfahrung ist die Perspektive, die zu realisieren einen Zugewinn an Lebenszufriedenheit und innerer Bereicherung für alle Beteiligten bringen würde.

Hans Joachim Meyer

Auf dem Weg zu einem ökumenischen Kirchentag

Macht es Sinn, auf einen „ökumenischen Kirchentag“ hinzuarbeiten, solange die Kirchen selbst getrennt sind und eine gemeinsame Abendmahlfeier kaum erreichbar ist? Meyer bejaht diese Frage, da die gesellschaftliche Entwicklung und die daraus erwachsenen Herausforderungen alle Kirchen in gleicher Weise betreffen und da auch schon bisher viel Gemeinsames geleistet wurde. Ein solcher ökumenischer Kirchentag wird sich auch bemühen, die Schwierigkeiten auszuräumen, die heute noch gegen eine gemeinsame Feier des Abendmahls vorhanden sind. red

Warum naheliegend?

Der Gedanke eines ökumenischen Kirchentages scheint zugleich naheliegend wie überraschend. Warum der Gedanke naheliegt, ist relativ leicht gesagt. Wer den geschwisterlichen Zusammenhalt der katholischen und

evangelischen Christen in den letzten Jahrzehnten hat wachsen sehen, wer – wie der Verfasser – ökumenische Gemeinsamkeit geradezu als eine Voraussetzung des Überlebens des Christentums in der wenn nicht glaubensfeindlichen, so doch weithin glaubensfernen Gesellschaft im Osten Deutschlands vor und nach der revolutionären Wende erlebt hat, dem wird eine große ökumenische Veranstaltung, die im Zeichen des gemeinsamen öffentlichen Glaubenszeugnisses von Christen verschiedener Konfession steht, als geboten, wenn nicht sogar als dringend erscheinen. Es ist auch eine Konsequenz aus der Haltung der nichtchristlichen Umwelt. Weder beim Katholikentag 1994 in Dresden noch beim Evangelischen Kirchentag 1997 in Leipzig hat die Öffentlichkeit das jeweils konfessionell Verschiedene wirklich wahrgenommen. Für unsere der Kirche und dem Christentum gleichermaßen fernstehenden Mitbürgerinnen und Mitbürger waren dies gleichermaßen christliche Ereignisse. Und diese Beobachtung ist kein Zeugnis von Oberflächlichkeit, sondern trifft den Kern. Denn in der Tat waren beide Ereignisse im Kontrast zu ihrem öffentlichen Umfeld vor allem Zeugnisse dafür, daß das schon lange totgesagte Christentum immer noch existiert und offensichtlich in der Lage ist, große Teilnehmerzahlen anzuziehen, darunter eine große Zahl von jungen Menschen. Und vor allem bezeugten beide Veranstaltungen, daß die ihnen zugrundeliegende Kraft aus dem christlichen Glauben stammt. Warum sollten in dieser ereignisreichen Zeit Menschen sonst zu einer solchen nicht gerade komfortablen Veranstaltung kommen? Die Fernsehwirkung der großen Abschlußgottesdienste entsprach also, was in dieser Mediengesellschaft alles andere als selbstverständlich ist, dem Wesen des Ereignisses, über das berichtet wurde.

Für den Katholikentag 1994 in Dresden muß noch hinzugefügt werden, daß er ohne die Mitwirkung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche und vieler evangelischer Mitchristen nicht möglich gewesen wäre. Mitwirkung hieß nicht nur Gastfreundschaft im traditionellen Sinne, sondern verantwortliche inhaltliche Mitgestaltung vieler Veranstaltungen. Dies entspricht der doppelten Minderheitensituation der katholischen Christen an den meisten Orten in den wie-